Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 26 (1984)

Artikel: J. C. Heer und "Der König der Bernina"

Autor: Ribi, Hilde

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971937

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

J. C. Heer und «Der König der Bernina»

von Hilde Ribi

Es widerstrebt uns, die beiden Vornamen dieses einstmals hierzulande und draußen im Deutschen Reich so unerhört beliebten Schriftstellers nur mit Initialen zu bezeichnen. Jedoch so pflegte er es zu halten. Man sagt Gottfried Keller, Carl Spitteler, Ernst Zahn, Jakob Boßhard, Felix Moeschlin. J. C. Heer jedoch und C. F. Meyer, wie noch in unseren Tagen der noch nicht lang verstorbene R. J. Humm (Rudolf Jakob Humm), pflegten ihre Vornamen zu vernachläßigen. Nun, der Tößemer J. C. Heer, das älteste der dreizehn Kinder eines schroffen Vaters, hieß mit Vornamen Jakob Christoph. Seine hohe Zeit begann, als er Primarlehrer war in Außersihl bei Zürich, einem volkreichen, von vielen Arbeitern bewohnten Ort, der damals, zu Beginn der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts, noch nicht «eingemeindet» war, noch nicht zur Stadt gehörte. Der Vater, Werkmeister und hochqualifizierter, oftmals ins Ausland entsandter Monteur der Textilmaschinenfabrik Rieter in Töß bei Winterthur, verachtete seinen Sohn, verhöhnte ihn lieblos, als er Schiffbruch erlitt am Winterthurer Gymnasium. Die Mutter war es, die in Abwesenheit ihres Gatten ihren gedemütigten Jakob in aller Heimlichkeit im Seminar Küsnacht unterbrachte. Schon dort erging sich der Jüngling leidenschaftlich in Poeterei, wurde Lehrer im Zürcher Oberland, verfaßte während eines längeren Aufenthaltes am Meer lebhafte Schilderungen unter dem Titel «Ferien an der Adria», welche im Druck erschienen, und wurde hierauf als Schulmeister nach Außersihl gebeten. Rasch machte er Bekanntschaft mit etlichen Literaten Zürichs, gewann bekömmliches Selbstbewußtsein, unternahm im Juli des Jahres 1890, als er just einunddreißig geworden war, mit dem kühnen Luftschiffer Spelterini dessen ersten Ballonaufstieg in unserem Lande. Spelterini hieß in Wirklichkeit Eduard Schweizer, kam zur Welt am 2. Juni 1852 in seiner Heimatgemeinde Bazenheid im Toggenburg, siedelte jedoch früh mit seinen Eltern nach Norditalien über, legte sich diesen klangvollen Namen zu, den er sich in vorgerückten Jahren (1921) amtlich bestätigen ließ und wurde zur höchst populären Persönlichkeit. Er unternahm hunderte von Flügen in aller Welt. Mit dem Geologen Albert Heim und zwei weiteren Wissenschaftern an Bord überschwebte er 1898 als erster den Alpenkamm. Seinen frühen Ruhm verdankte er eindeutig unserem J. C. Heer. 1892 erschien dessen Schrift «Im Ballon. Fahrten des Capt. Spelterini. Geschildert von J. C. Heer». Jedoch ehe das immerhin über hundert Seiten zählende Büchelchen im Druck herauskam, war dem Außersihler Lehrer die hohe Ehre widerfahren, sie in der NZZ gedruckt zu sehen. Und dann war es aus für immer mit der Schulmeisterei. Carl Spitteler, Nobelpreisträger des Jahres 1920, war 1891 als Feuilletonredaktor von der «Neuen Zürcher Zeitung» zurückgetreten, und Heer wurde sein Nachfolger. Das stimmte sogar den bärbeißigen Vater, der mittlerweile Tößemer Gemeindeamman geworden war, etwas milder. Einmal lud er sogar den ganzen Redaktionsstab der NZZ auf seinen Wohnsitz, den Brühlberg, ein, bewirtete ihn mit eigenem Wein, gebratenen Tauben und selbstgeräuchertem Speck, konnte sich's aber

nicht verkneifen, seine Gäste sarkastisch zu apostrophieren mit der Bemerkung: «Wüsseder, Ir Here, 's isch ja scho rächt, was Ir trybed – aber 's isch halt doch nu gschribe.» – Nun, der selbstbewußte Tößemer Gemeindeammann ist heute vergessen. Auf dem Grab seines Sohnes aber, auf dem Brühlberg bei Winterthur, erhebt sich ein Granitblock von der Bernina, und an seinem Geburtshaus «Im Chrugeler» wurde im Oktober 1949 eine Gedenktafel angebracht.

Spelterini war der erste hochbedeutsame Name in J. C. Heers Dasein. Der zweite, der des nachmaligen Geheimrates Adolf von Kröner, sollte noch unvergleichlich wichtiger für ihn werden. Adolf Kröner (geadelt wurde er erst 1904) war nicht nur der Inhaber des berühmten Cotta-Verlages in Stuttgart, in dem vorzeiten Goethe seine Werke hatte erscheinen lassen: er war auch der Besitzer der großartig einträglichen Zeitschrift «Die Gartenlaube», für welche er immerfort geeignetes Lesefutter brauchte. Mit Sperberaugen machte er die Autoren aus, welche ihm nützlich werden konnten.

Charakterisieren wir hier kurz diese seinerzeit so allbeliebte, von ernsthaften Leuten freilich früh schon amüsiert belächelte, kaum beachtete und auch wohl als barer Kitsch verunglimpfte Zeitschrift, «die das Schöne mit Sacharin übersüßt, das Tragische mit Tränenfluten zu verwässern pflegte»; so drückte Magdalene Zimmermann sich aus in ihrer Einführung zu dem 1963 bei Heimeran in München erschienenen Bande «Die Gartenlaube als Dokument ihrer Zeit». – Ein im 19. Jahrhundert sehr beachteter und wagemutiger Mann mit Namen Ernst Keil (1816–1878), Freund und Anhänger des politischen Agitators Robert Blum, den sie im November 1848 hinrichteten, redigierte schon in jungen Jahren, meist im Alleingang, verschiedene auflüpfische Blättchen, die immer wieder von der Zensur verboten wurden. Er berichtete vom Elend in den Großstädten und Industriezentren, von der schrecklichen Notlage der Weber im Erzgebirge, gab seinen Publikationen so aggressive Namen wie «Reichsbremse», «Spitzkugeln», «Wespen», «Schildwacht» und landete endlich, ständig schikaniert von der Regierung, in Verzweiflung bei dem faustdick verharmlosenden Titel «Der illustrierte Dorfbarbier». Ins Gefängnis spediert aber wurde er gleichwohl, ins sächsische Landesgefängnis Schloß Hubertusburg; er hatte dort ab April 1852 neun Monate Haft abzusitzen. Oftmals besuchte ihn seine junge Frau, und sehnsüchtig gedachten die beiden dann ihrer glücklichen Zweisamkeit zu Leipzig und jenes geliebten Gartenhäuschens, wo sie, abgeschirmt von aller Bosheit der Welt, so manch trauliche Stunde miteinander verbracht hatten. Diese Laube im Garten sollte den Titel abgeben zu Keils im Gefängnis völlig neu konzipiertem Familienblatte, das er nach seiner Entlassung herauszubringen gedachte. Auf einem in seinem Nachlaß aufgefundenen Blättchen fand man den Hinweis: «Erste Plannotizen zur 'Gartenlaube', niedergeschrieben in meiner Zelle Nr. 47 im Landesgefängniß Hubertusburg, Anfang Oktober 1852, in der Dämmerstunde beim Auf- und Niedergehen in der Zelle». Die erste Nummer erschien 1853 zur Weihnachtszeit. Keine Politik mehr, keine Polemik, niemals wieder Zensur und all diese aufreibenden Umtriebe mit der Regierung – dazu hatte der seiner Veranlagung nach so kämpferische Mann Ernst Keil sich durchgerungen. «Grüß Euch Gott, lieben Leute im deutschen Lande!» begrüßte er seine Leser. «Zu den vielen Geschenken, die Euch der heilige Christ beschert, kommen auch wir mit einer Gabe – mit einem *neuen Blättchen*. Wenn Ihr im Kreise Euerer Lieben die langen Winterabende am traulichen Ofen sitzt oder im Frühling, wenn vom Apfelbaume die weiß und rothen Blüthen fallen, mit einigen Freunden in der schattigen Laube, dann leset unsere Schrift. Ein Blatt soll's werden für's Haus und für die Familie. – Es soll Euch anheimeln in unserer Gartenlaube, in der Ihr gutdeutsche Gemüthlichkeit findet, die zu Herzen spricht. So probiert's denn mit uns, und damit Gott befohlen!»

Nun, es hatte damit die Geburtsstunde eines unerhörten Erfolges geschlagen. Sehr bald schon waren 5000 Abonnenten gewonnen; 1866 war die stolze Zahl von 225 000, 1870 vom 270 000 Abnehmern erreicht. Keil bot seinen Lesern Unterhaltung und Belehrung in Fülle, gewann tüchtige Mitarbeiter für seine illu-

strierte belletristische Wochenschrift, brachte ab 1866 die herzschnürenden Trivialromane der Marlitt (1825–1887) «Goldelse», «Das Geheimnis der alten Mamsell», «Das Haideprinzeßchen». Die galten damals noch keineswegs als Kitsch. Der berühmte Literat und Kritiker Eduard Engel, der solch rührselige Schreibe natürlich nie ernst nahm, sah als Jüngling noch mit eigenen Augen, «wie am Tage der Ausgabe einer neuen Nummer der 'Gartenlaube', worin 'Das Geheimnis der alten Mamsell' erschien (das war im Jahre 1867), die Leser, und besonders die Leserinnen, in Reih und Glied auf die Aushändigung der Himmelsgabe warteten». Es schrieben aber auch Ottilie von Wildermuth und die Ebner-Eschenbach in die «Gartenlaube» und, wenn auch selten, sogar Wilhelm Raabe und Theodor Storm. Es erschienen populär gehaltene Abhandlungen über biologische, chemische, physikalische Themen, über Mode und Haushalt, über Medizin und Theater, über das gesellschaftliche Leben, kurz es erschienen Texte und Textchen über Gott und die Welt. Isolde Kurz berichtete von ihrem Besuch bei Arnold Böcklin zu dessen 70. Geburtstag in der Villa des Gefeierten unterhalb Fiesole. Paul Heyse, der Nobelpreisträger des Jahres 1910, war Mitarbeiter, und auch der große Tierfreund Alfred Brehm. Und süß und kaptivierend und durchaus unentbehrlich glitzerten da alleweil diese betörenden Fortsetzungsromane, begleitet von wundersam anmutenden Gravüren. Tag und Nacht rackerte Ernst Keil sich mit seinem bravourösen Wochenblatt ab, war reich geworden, machte sich und seine Familie unglücklich, gönnte sich, abgesehen von einem einzigen Reischen in die Schweiz, niemals Ferien, niemals einen freien Sonntag und starb endlich völlig erschöpft am 23. März 1878.

1883 ging «Die Gartenlaube» an Alfred Kröner über. – Noch lebte und schrieb damals die schwer gichtgeplagte Marlitt; unentwegt erschienen ihre Erzeugnisse weiter in dem beliebten Familienblatt. Es erreichte sageundschreibe im Jahre 1884 eine Auflage von 382 000 Exemplaren. – Ihre Erzählung «Das Eulenhaus» jedoch vermochte die vielgeliebte Schriftstellerin, welche mit bürgerlichem Namen übrigens Eugenie John hieß, nicht mehr zuende zu schreiben. Mit diesem, dem allerletzten Produkt ihrer Feder, hatte Kröner den Jahrgang 1887 seiner lukrativen Wochenschrift eröffnet. Die Marlitt starb, von unzähligen Verehrerinnen tief betrauert, im Juni des genannten Jahres im Alter von 62 Jahren an einer schweren Rippenfellentzündung. Berta Behrens, die Tochter eines Arztes, welche unter dem Decknamen W. Heimburg die «Gartenlaube» ebenfalls, und zwar jahrzehntelang, mit betörendem Lesefutter versah (sie hatte 1879 debütiert mit «Lumpenmüllers Lieschen»), schrieb die Erzählung diskret zuende.

Ein neuer Stern am Himmel des Cotta-Gartenlaube-Imperiums war aufgegangen. Man hatte Ludwig Ganghofer entdeckt. Seine volkstümlichen Bauern-, Jäger- und Wildererromane wurden fortan verschlungen, beherrschten viele Jahrgänge der «Gartenlaube», erschienen gedruckt in Millionenhöhe, wurden fleißig verfilmt und erquicken viele Leser noch heute: «Almer- und Jägerleut», «Edelweißkönig», «Die Martinsklause», «Schloß Hubertus», «Das Schweigen im Walde». –

Und dann: dann entdeckte der nachmalige Geheimrat Alfred von Kröner mit Luchsaugen unsern J. C. Heer. Der war, wir sagten es schon, in den neunziger Jahren vom Volksschullehrer zum veritablen Schriftsteller am Feuilleton der NZZ emporgediehen und ließ dort portionenweise seinen Erstling, den Walliser-Roman «An heiligen Wassern» erscheinen. Nicht daß er damit nur Bewunderung erregt hätte! Es erreichten ihn viele gehässige Leserbriefe, und der harte Mann in Töß bezeigte sich seinem Sohne gegenüber einmal wieder äußerst ungnädig und ließ ihn wissen, «solch erfundene Geschichten kämen ihm vor wie Seiltänzerei und der Gedanke, in der eigenen Familie würde dergleichen betrieben, jage ihm das Blut zu Kopfe». Diesen bösen Ausbruch des zornmütigen Mannes entnehmen wir einem sehr auskunftsreichen Aufsatz, den Heers Neffe, der Schriftsteller Dr. Gottlieb Heinrich Heer (geboren 1903 und nun auch ziemlich lange schon nicht mehr am Leben) zum 100. Geburtstag seines berühmten Onkels im Juli 1959 in der NZZ erscheinen ließ. Er weilte

oft bei seiner Tante, der Wirtin des renommierten Hotels Adler in Ermatingen, einer Schwester J. C. Heers (sie starb erst 1960 im hohen Alter von 86 Jahren) und veröffentlichte als noch sehr junger Mann 1927 die Biographie seines spektakulären Onkels. Sehr bald schon nämlich, nachdem Heer mit dem Cotta-Verlag und der «Gartenlaube» in Kontakt gekommen war, stieg sein Ruhm ins Ungemessene. Kröner vereinnahmte ihn ganz und gar. Nach der Jahrhundertwende und weit darüber hinaus war J. C. Heer in deutschsprachigen Landen der meistgelesene Autor überhaupt. Nachdem er 1925 dahingegangen war (er starb an einem Herzleiden am 20. Juli 1925 im Paracelsus-Spital in Zürich, einem Krankenhaus, das mittlerweile nicht mehr existiert), errechnete ein Journalist, es hätten allein die bis zu seinem Tode gedruckten Exemplare des Romans «Der König der Bernina» aufeinandergeschichtet die dreifache Höhe der Rigi ergeben, wobei zu sagen ist, daß jenes erstmals in der NZZ als Fortsetzungsroman erschienene Opus «An heiligen Wassern» und auch der Roman «Der Wetterwart», in welchem Heers Ballonfahrten abermals ihren Niederschlag gefunden hatten, noch weit höhere Auflagen erreichten als der Engadinerroman.

Mit großer Sorgfalt hat J. C. Heer ein gutes Dutzend warmherzig-volkstümlicher Romane, Novellen und auch Mundartgedichte veröffentlicht. Dichterisch am eindrücklichsten ist ihm wohl sein «Joggeli» gelungen, die Geschichte seiner umschatteten Jugend, in welcher er seinen Eltern und der Waldlandschaft um Winterthur ein bewegendes Denkmal gesetzt hat.

Recht schnöde hat die Herausgeberin der oben erwähnten «Gartenlaube»-Dokumentation unseren Schriftsteller apostrophiert, wirft ihm «blasse Handlung und flächige Charakterzeichnung» vor, geschönt freilich durch Hochgebirgsschilderungen, denen jene frische Ursprünglichkeit der Naturbilder, über welche Peter Rosegger verfüge, jedoch abgehe. In meinem altererbten Brockhaus vom Jahre 1908 wird J. C. Heer immerhin ein «hervorragendes Talent für Schilderung der Schweizer Gebirgswelt» bescheinigt.

Tragisch, daß der enorm erfolgreiche Schriftsteller in seinen letzten Lebensjahren in bittere Not geriet. Mit seinen schließlich 300 000 Franken (resp. Mark) Jahreseinkommen hatte er sich in Rüschlikon am Zürichsee ein schönes Haus gebaut. Nun plötzlich wurde es ihm zur finanziellen Last. Die Inflation hatte Deutschland heimgesucht. Für die fast 400 000 Exemplare seiner Bücher, welcher der Verlag Cotta 1922 abgesetzt hatte, wurden J. C. Heer ganze Fr. 700.– ausgehändigt; für sein letztes Werk, den autobiographischen Roman «Tobias Heider», eine Fortsetzung des «Joggeli», erschienen im selben Jahre 1922 in einer Auflage von 50 000 Stück, erhielt er als Honorar ganze 100 Franken.

Jedoch kehren wir zurück in die neunziger Jahre, als in der NZZ Heers Hochgebirgsroman «An heiligen Wassern» erschien. Die Situation möglichst authentisch zu schildern, folgen wir nun ein gutes Stück den Ausführungen seines Neffen. Dem Feuilletonredaktor der bedeutendsten Schweizer Zeitung war damals recht beklommen zumut. Erboste Leser forderten ihn unumwunden zum Rücktritt von seinem Posten auf, Rücktritt «wegen Unfähigkeit». So bedrohlich sei damals die Lage gewesen, «daß selbst die wohlmeinenden Kollegen Heer rieten, das Restmanuskript auf wenige Fortsetzungen zusammenzustreichen, damit der unliebsame Handel ein rasches Ende nehme». Und dann die verblüffende Wende!

«Da geschah das Unwahrscheinliche», schreibt Gottlieb Heinrich Heer. «Der Inhaber des Verlages Cotta in Stuttgart, Geheimrat Adolf von Kröner, den seine Freunde den 'Fürsten des deutschen Buchhandels' nannten, ein Verleger größten Formates, der Bismarck zur Niederschrift seiner 'Gedanken und Erinnerungen' hatte bewegen können, erschien auf der Redaktion der 'Neuen Zürcher Zeitung'. Er erbat sich das restliche Manuskript der 'Heiligen Wasser' aus der Setzerei, zog sich zur Lektüre in ein freies Zimmer zurück und erklärte schon nach einer Stunde, der Roman sei ausgezeichnet, ein erfolgversprechendes Werk, und er lasse ihn so bald als möglich, also im Frühling 1898,

in seinem Verlag als Buch erscheinen. Die bedrängten Redaktoren atmeten auf. Sie brachten in einer Notiz den Besuch Kröners und die Aufnahme des Werkes im namhaften Cottaschen Verlag zur Kenntnis der Leser; die den Schriftsteller und die Zeitung anfeindenden Stimmen verstummten, und der Hochgebirgsroman aus dem Wallis konnte unangefochten im Blatt zu Ende laufen.»

Und schon beginnen die Präliminarien zu Heers großem Bündnerroman. Der Neffe schreibt: «Als Kröner das erste Buchexemplar der 'Heiligen Wasser' mit einem Festbankett im Hotel Marquardt in Stuttgart feierte, entdeckte er dem Schweizer, der sich, gesellschaftlich ohnehin ein wenig unbeholfen und von angeborener Schüchternheit, in seinem Sonntagsgewändlein inmitten der Fräcke und wallenden Seidenroben verloren vorkam, verlegerisch drängend die Möglichkeit eines zweiten Romans. Heer gab etwas unbedacht preis, man könnte vielleicht an die Gestalt des Bündner Jägers Marchet Colani denken und einen Roman mit dem Titel 'Der König des Bernina' schreiben. Kröner war Feuer und Flamme. Aber schon nach zwei Tagen schlug er eine Titeländerung in 'Der König *der* Bernina' vor: das klinge viel besser und vor allem für das deutsche Ohr verlockender. Die Einwendungen Heers, der Berg heiße in Gottes Namen im Engadin 'il Bernina', zerstreute der allmächtige Verleger: das wisse er selber, aber er habe durch seinen Gelehrtenstab, den er sofort auf die Suche gejagt, von einem Dokument aus dem Veltlin gehört, in dem 'la bernina' stehe. Der Autor widersetzte sich, darauf könne man sich so wenig berufen wie auf eine Puschlaver Redensart: 'Se l'albula füss lunga come la bernina / Al passaron ni gall ni gallina.' So wurde beim Sekt schon über den Titel eines Romanes gestritten, von dem noch keine Zeile dastand und schließlich – die unwiderstehliche Überredungskunst Kröners siegte natürlich – auf einen 'König *der* Bernina' angestoßen.» – Soweit der Neffe.

Die Würfel waren gefallen. Heer kehrte in die Schweiz zurück, ließ sich von der NZZ beurlauben, wanderte ins Engadin, und begann den «von dunklen Sagen und Mordgeschichten umsponnenen», wohlverstanden vor Jahrzehnten schon dahingegangenen Gemsjäger Colani als «Markus Paltram» in einem packenden Roman zu verewigen. Vorerst freilich wollte es mit dem Werk durchaus nicht vorangehen. Verzagt sandte er ein paar Planskizzen nach Stuttgart als Zeichen seines guten Willens, bat aber gleichzeitig, man möge ihn von der eingegangenen Verpflichtung entbinden. Kröner eilte unverzüglich in die Schweiz, erklärte die Exposition als großartig, und Heer möge sich nur ungesäumt an die Arbeit machen. Einer seiner Direktoren werde ihn von Zeit zu Zeit besuchen und sich nach dem Stand des Romans erkundigen. Ungeniert setzte der Verleger dem Biederen das Messer an die Brust.

Seufzend, aber hartnäckig saß nun Heer über seinem Manuskript, schrieb jede Seite vier- bis siebenmal um. Das Buch um den berüchtigten Camogascer Gemsjäger hatte einen enormen Erfolg, und das Engadin wurde Heer teuer. «Der König der Bernina», wohlverstanden, erschien vorerst als Fortsetzungsroman in der «Gartenlaube». Kröner hatte den Narren gefressen an seiner literarischen Neuerwerbung, die ihm glanzvolle Summen einbrachte. Er vermochte sogar, Heer dazu zu überreden, nach Stuttgart überzusiedeln, logierte ihn 1899 mit seiner Frau und den Töchterchen ein in einer Villa mit dem romantischen Namen «Haideburg» und übertrug ihm pro forma die Leitung seines lukrativen Wochenblattes. Große Zeiten waren angebrochen für unseren J. C. Heer. Er begleitete seinen Verleger-Freund auf Reisen «durch halb Europa» und fertigte nebenher Buch um Buch. Seine Majestät, der König, sandte zuweilen einen Vierspänner, die vier Töchterchen des Dichters spazierenzufahren; Kaiser Wilhelm II. sandte aus Berlin ein wandgroßes Bild seiner Familie; die Hohenzollernkinder hatten anhand von Heers Bergromanen «schönes Deutsch» zu lernen.

Drei Jahre lang blieb Heer in der schwäbischen Residenzstadt Stuttgart, lebte hernach vorerst in Ermatingen und ab 1912 dann als freier Schriftsteller in seinem eigenen Hause am Zürichsee. – Fast alle Erzeugnisse seiner Feder erschienen nach wie vor in Stuttgart. Kröner

starb noch vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, und auch Heers Vater in Töß ging im Juli 1913 dahin. Noch oftmals war er dem Sohne, der seiner Mutter wegen regelmäßig an den Samstagen nach Töß kutschierte, mit unerhörter Schroffheit begegnet, hatte dann aber doch in Heimlichkeit begonnen, dessen Bücher zu lesen, rang sich durch zu einiger Anerkennung und soll, lt. Gottlieb Heinrich, auf dem Sterbebett seinem so lange verkannten Ältesten «erschütternde Worte der Abbitte» geleistet haben.

Wenden wir uns nun *J. C. Heers «König der Bernina»* zu. Berichten wir Substantielles von diesem fabulösen Gemsjäger Colani. Dessen Ahnen waren schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts ansäßig zu Camocasc im Oberengadin. Chamues-ch (auszusprechen Tschamueschtsch) heißt der kleine, auf 1700 m Höhe an der Ausmündung des Tales Chamuera ins Engadin gelegene Ort. Das Dörfchen, gegenüber La Punt, wo die Albulapaßstraße ins Haupttal des Inn mündet und die Albertini vorzeiten ihre vornehmen Häuser bauten, hatte seine eigene Kirche schon vor mehr als einem halben Jahrtausend. Conradin Colani, der Vater des Gian Marchet, ein gütiger, weitherum geachteter Schreiner – ein erfolgreicher Gemsjäger übrigens auch er – soll nach dem argen Dorfbrand von Camogasc im Jahre 1803 seinen bedrängten Mitbürgern ihre Häuser ohne Entgelt wieder instandgestellt haben. Möglich daß ihm dabei auch sein damals schon weit herum als unübertrefflich zielsicherer Schütze bekannte Filius geholfen hat. Dieser Gian Marchet (zu deutsch: Johann Markus) kam pikanterweise genau in jenem Jahre zur Welt, als Schiller in sein Drama «Die Räuber» arglos effektvoll die Worte einflocht: «Reis' Du ins Graubündnerland, das ist das Athen der heutigen Gauner»; es war das Jahr 1778. Colani junior war schon im Alter von 19 Jahren der anerkannt beste Jäger im ganzen Engadin. Er lebte in jungen Jahren einige Zeit unweit seiner Heimat in Bever, zog dann 1808 nach Pontresina und lebte dort bis zu seinem am 4. August 1837 erfolgten Tode als äußerst selbstbewußter Bauer, Gastwirt, Bergführer, Büchsenmacher und vor allem als Bündens berühmtester Bären- und Gemsjäger. Es heißt, er habe über 2700 Gemsen, dazu etliche Bären und ungezählte Murmeltiere erlegt. Es war ihm unleidlich, wenn man ihm seine Jagdreviere streitig machte. Er war zweifellos jähzornig und zuweilen einschüchternd gewalttätig, soll aber, gleich seinem Vater, ein Wohltäter der Armen gewesen sein. Fremden gegenüber liebte er es, sich aufzuspielen und sie unverhohlen zu narren. Die Begegnung mit einem namhaften deutschen Naturforscher sollte seinen Ruf, respektive seinen Nachruf (denn wenige Wochen hernach, am 4. August 1837, starb Colani – wir werden noch melden, auf welche Weise) fatal und ehrenrührig ins Ungemessene steigern.

Mitte Juni 1837 erschien der damals rühmlich bekannte Deutsche Dr. Harald Othmar Lenz (1798–1870) im Engadin. Es hatte schon drei Jahre zuvor seine vielbeachtete «Gemeinnützige Naturgeschichte» zu erscheinen begonnen, ein Werk, das dann 1839 mit einem vierten Band abgeschlossen wurde. Lenz war Gymnasiallehrer in der altpreußischen Stadt Marienwerder. Es verlangte ihn sehr darnach, mit dem berühmten Jäger Colani persönlich bekanntzuwerden, ja mehr noch, er begehrte dringend, mit ihm zu jagen. Nun, gegen ein gutes Honorar willigte der damals bereits in seinem 60. Lebensjahr angelangte, vielumworbene Bündner ein. Lenz schloß gegen ein großzügiges Honorar mit ihm ab auf mehrere Tage. Jedoch Colani ließ den Fremdling nicht ein einziges Mal zum Schuß kommen, führte ihn waghalsig in gefährlichem Geklüfte herum, daß den Herrn endlich dünkte, es werde ihm ernstlich und ganz unverblümt nach dem Leben getrachtet.

Erbittert reiste Lenz ab und hat dann 1842 in der 2. Auflage seines Säugetier-Bandes der erwähnten «Naturgeschichte» einen wahrhaft ominösen Bericht über seine Erlebnisse mit dem unheimlichen Gemsjäger eingeflochten, hat die über zwanzig Seiten zählende Schilderung gnadlos unverändert auch noch in die 3. Auflage vom Jahre 1851 übernommen. Die riskanten Jagdtouren mit dem hämischen Nimrod hatten ihm einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Er habe sich von Einheimischen sagen lassen, der unberechenbare Mann habe bereits «rund dreißig in sein Hoheitsgebiet eingedrungene ita-

lienische und österreichische Jäger ins Jenseits befördert und außerdem eine verhaßte Nachbarin aus der Welt geschafft.»

Colani ein brutaler Mörder! Die Mär verbreitete sich landesweit, und das Engadin galt einmal mehr, wie schon zu Sebastian Münsters Zeiten im 16. Jahrhundert, als Freistätte unberechenbar wilder und gefährlicher Kerle. Lenz galt als Autorität, als hochgeachteter zuverlässiger Wissenschafter. Ohne seine erregende Kolportage hätte J. C. Heer seinen «König der Bernina» niemals so herrlich romanhaft und gartenlaubegerecht abzufassen vermocht. Die «Naturgeschichte» von Lenz kannte er freilich vermutlich nicht. Es hatte jedoch Friedrich von Tschudi (1820–1886) dessen Colani-Geschichten gläubig und respektvoll in sein erstmals 1853 erschienenes Werk «Das Tierleben der Alpenwelt» übernommen. Tschudi war vier Jahre lang Pfarrer im toggenburgischen Städtchen Lichtensteig, lebte ab 1847 als Privatmann bei St. Gallen, legte sich eigenmächtig das dekorative «von» zu, wurde zum Gründer und ersten Präsidenten der Sektion St. Gallen des Schweizerischen Alpenclubs, war selber Gemsjäger. Sein «Tierleben» wurde immer beliebter. 1860 wurde er Ehrendoktor der Universität Basel, 1870 Chef des sanktgallischen Erziehungswesens, 1877 Ständerat. – Er erlebte noch die 10. Auflage seines allbeliebten Tierlebens. Damals war J. C. Heer sechzehnjährig. Er hat ohne Zweifel wie alle Welt die berühmten Tierschilderungen Tschudis gekannt. Er mag sie, wie unsere Lehrerschaft allüberall, auch im Unterricht verwendet haben. Schon ab 1859 übrigens war das Werk auch französisch zu haben.

Doch kehren wir zurück zu Colani. Nachdem die Erstausgabe von Tschudis Werk erschienen war, wurde er vom Landammann Saratz in Pontresina brieflich darauf aufmerksam gemacht, daß durchaus nicht alles zutreffe, was der Herr Professor Doktor Lenz aus Marienwerder über den berühmten Gemsjäger zu Papier gebracht habe; der Fremdling habe sich rundweg Märchen aufbinden lassen. Colani sei ihm persönlich wohlbekannt gewesen; er habe ihn seinerzeit als Führer gedungen zur Erstbesteigung der Berninahörner, worauf Saratz wörtlich fortfährt: «Über ihn ist viel gefabelt worden. Es machte ihm großen Spaß, Sonntagsjäger an gefährliche Orte hinzuführen und ihnen Gemsen aus der Ferne zu zeigen, ebenso mancherlei Geschichten zu erzählen, wie er diesen und jenen Jäger aus seinem Revier verdrängt habe, da es in seinem Interesse lag, sie fern zu halten. Daß er aber mir nichts dir nichts Leute erschossen oder überhaupt einen solchen Mord begangen, ist ein Märchen, das eben Lenz sich auch aufbinden ließ. Seine (Lenzens) Erzählung ist wohl piquant, allein für jeden, der mit den hiesigen Verhältnissen vertraut ist, lächerlich. Es war mir recht spaßhaft zu sehen, wie vollständig Colani bei ihm seinen Zweck erreicht hat – – –». Saratz verfaßte noch in vorgerückten Jahren, 1877, eine Artikelserie für das «Engadiner Fremdenblatt» mit dem Thema: «Gian Marchet Colani, der rhätische Jägerkönig, und das Rosegtal, sein Lieblingsrevier». – Erst in der 3. Auflage von 1856, bei der Erwähnung der angeblichen 30 Opfer Colanis, raffte Tschudi sich dazu auf, in einer Fußnote zu bemerken: «Natürlich ist dies gar sehr übertrieben». Auf Lenzens spektakuläre Ausführungen zu verzichten aber vermochte er sich nicht zu entschließen, auch später nicht. Von der 7. Auflage an hat er Colani immerhin nicht mehr als den «berüchtigsten», sondern als den «berühmtesten» Gemsjäger im ersten Drittel unseres Jahrhunderts bezeichnet. – Dr. H. C. Emil Bächler, der Entdekker des Wildkirchli am Säntis «als die älteste prähistorische Kulturstation der Schweiz» verfaßte in hohen Jahren die Biographie: «Friedrich von Tschudi, Leben und Werke», erschienen über 400 Seiten stark im Jahre 1947 im Tschudy-Verlag in St. Gallen. Wir haben dem stattlichen Bande wertvolle Anregungen entnommen. «Der Bericht von Lenz», schreibt Emil Bächler, «kehrt aber auch in der 10. Ausgabe wieder, trotzdem inzwischen noch weitere Schriftsteller und Naturforscher sich darum bemüht haben, Colanis Ehre reinzuwaschen, so 1857 Dr. J. Papon, 1858 Pfarrer Dr. E. Lechner, 1860 Prof. G. Theobald. Die noch zu Tschudis Lebzeiten veröffentlichten Ehrenrettungen durch A. v. Sprecher, Landammann Saratz und Dr. Albert Girtanner erschienen erst nach der

Herausgabe jener letzten von Tschudi selbst redigierten Auflage.» – Bächler war tolerant. Entschuldigend und wohl wissend, welch namhaften Ruf jener Professor aus Marienwerder im letzten Jahrhundert genoß, fügt er abschließend bei, daß man Tschudi keinen großen Vorwurf daraus machen könne, «daß er auf die Schilderung von Dr. Lenz bis zuletzt nicht verzichtete. Hingegen dürfte es jetzt allmählich an der Zeit sein, jene Anschuldigungen zu vergessen». Und dann, in Sperrdruck: «Es ist zu bedauern, daß die alten Schauergeschichten auch in neueren und neuesten Bearbeitungen des 'Tierlebens' hartnäckig immer wieder auftauchen. Daran mag zu einem großen Teil J. C. Heers Roman 'Der König der Bernina' die Schuld tragen.»

Voilà! Den Beweis zu dieser Feststellung Bächlers haben wir übrigens in Händen, einen vornehmen Band mit Lederrücken, Tschudis «Tierleben», erschienen im Rascher-Verlag in Zürich im Jahre 1920. Das Vorwort dazu verfaßte schon 1917 Prof. Dr. Fritz Zschokke, Ordinarius für Zoologie an der Universität Basel. Der Erste Weltkrieg verzögerte das Erscheinen des Werkes. Nun, die zehn Seiten über Colani darin, vermutlich von Zschokke sachte gestrafft, möchten wir nicht missen. Wir bringen es einfach nicht übers Herz, sie unseren Lesern vorzuenthalten. Daß Heer sich des fabulösen Stoffes bemächtigt hat, wer vermöchte es ihm zu verargen! – Folgendermaßen aber steht das in der erwähnten Rascherschen Ausgabe:

«Der berühmteste Gemsenjäger in dem ersten Drittel des letzten Jahrhunderts war Johann Markus Colani, der teils in einem der Berninahäuser, teils in Pontresina wohnte. Er hatte viele Stunden weit die Reviere der Berninagebirge für seine Jagd ausschließlich in Anspruch genommen und hegte in den Bergen nahe seinem Häuschen etwa 200 halbzahme Gemsen, von denen er jährlich sechzig Junge rechnete und soviel alte Böcke dafür abschoß. Fremde Jäger litt er nicht leicht im Reviere; schlossen sie sich an ihn an, so wußte er sie so zu narren, daß ihnen die Lust an der Gemsenjagd bald verging. Den Tirolern war er nicht grün und erzählte manches Märchen, wie er ihnen die Jagd auf Bündner Boden verleidet habe. Das glaubten denn auch Fremde und Einheimische getreulich. In seinem Hause, so erzählte man sich, habe er eine Stube mit Waffen und der Ausrüstung der von ihm erschossenen fremden Jäger, meist Tiroler, ausgeschmückt, und die Leute in Bevers und Kamogask glaubten, er habe auf seiner dem Teufel verschriebenen Seele gegen *dreißig* Menschenleben. Natürlich hielt ihm ein solches Gerücht sein eigenes Jagdgebiet ziemlich frei. Die Talbewohner schlossen den Jean Marchiet (wie sie ihn gewöhnlich nannten) oft von den ländlichen Freischießen aus, weil sie fest überzeugt waren, er schieße mit verhexten Kugeln. Colani war jähzornig und im Zorne höchst gewalttätig und bis zur Raserei heftig. Wie ein gefürchteter Häuptling residierte er in seinem Gebirge. Einem Arzte, der ihn wegen unbefugten Praktizierens vor Gericht lud, paßte er auf, schlug ihm mit der Faust im Gesicht die Brille in Splitter und ließ ihn besinnungslos liegen. Von seiner Keckheit hörten wir manche unerbauliche Geschichte. Seinem Jagdknecht, den er bei einer Stutzerprobe einen Pferdeknochen als Ziel auf weite Entfernung aufstecken geheißen, schoß er den Knochen in der Hand entzwei; ein andermal schoß er zum Spaße einem Holzhauer die Tabakpfeife aus dem Munde. Seines Zieles war er so sicher, daß er bei einer Wette auf hundert Schritte einen Kronentaler nach dem andern traf. Der bekannte Naturforscher Dr. *Lenz* jagte im Juli 1837 mit Colani und hat uns einige interessante, wenn auch vielleicht zu romantische Nachrichten über die letzte Jagd des Jägerfürsten mitgeteilt, die zugleich charakteristisch für die Gebirgsnatur und das Jägerleben in jenem wilden Teile der Schweiz sind.

Dr. Lenz besuchte mit seinem Freunde A. v. Planta *Colani* und bat, ihn auf der Gemsenjagd begleiten zu dürfen, indem sie ihm für jeden Jagdtag 2 Taler, für jede Gemse, die er vor ihren Augen schösse, ebensoviel, und für jede, die sie selber schössen, 4 Taler samt dem Wilde anboten. Der Jäger nahm die Offerte an. Er war damals ein Mann von 66 Jahren (ob das stimmt? Lt. Angabe des Historisch Biographischen Lexikons der Schweiz kam er 1778 zur Welt und wäre demnach 59 gewesen), breitschulterig, un-

tersetzt, von hoher, starker Brust, länglichem, braunem Gesicht, schwarzen Haaren, krummer Nase und braunen, kühnen, klugen, Jähzorn verratenden Augen. Er lebte von Brot, Milch und Zieger. Wein trank er nie vor oder während der Jagd. Gemsen- und Murmeltierfleisch waren seine Lieblingsspeisen. Er war von romanischer Abkunft, sprach aber auch italienisch, deutsch und französisch und war geschickt im Verfertigen von Sonnenuhren, chirurgischen Bandagen, sowie seiner trefflichen Büchsen. Mit großer Ungeniertheit verfügte er über seine Nachbarn. Seine zwei zahmen Gemsen mußten sie in ihren Gärten weiden lassen, und als eine Frau das nicht zugab und die Gemsen vergiftete, starb auch sie sehr bald, wie Colani mit Lächeln erzählte. Seine Tochter war ebenfalls eine ausgezeichnete Schützin und begleitete ihn früher oft auf der Jagd.

Vergebens hatte man Dr. Lenz und Planta gewarnt, sich mit Colani irgendwie einzulassen. Die Jagdlust der Freunde war zu groß und eine Verbindung mit Colani zu vielversprechend. Am folgenden Morgen brachen sie auf, nachdem der Jagdfürst geräuchertes Gemsen- und Murmeltierfleisch und Salz in seine Jagdtasche gesteckt hatte. Schon in der Nähe trafen sie in einer tiefen Schlucht, die hinten vom Roseg-Gletscher geschlossen war, fünf Gemsen, und die Freunde waren eben bereit, sie einzuschließen, als Colani ihnen sagte: 'Das wäre recht hübsch, allein es ist meine Salzlecke, wo ich keine Gemsen schießen lasse.' Dann wollte er sehen, 'ob die Herren auch schießen könnten', und legte auf 150 Schritte Distanz einen faustgroßen Stein hin, den dann jeder glücklich traf. In der Nähe des Gletschers huschten und pfiffen überall Murmeltiere im Gestein. Doch die Jäger wollten an diese keine Zeit verlieren, stiegen das ungeheure Eisfeld hinan, wo sie von Zeit zu Zeit auf freien Weiden und Felsenkanten größere und kleinere Gemsengesellschaften erblickten, welche den von der Sonne rauhgeleckten Gletscher und das stete Dröhnen desselben, wenn er neue Spalten bildete, nicht scheuten. Nach einem stündigen Marsche entdeckten sie auf dem schönen Rasen neben den Felsblöcken abermals 13 Gemsen; aber auch hier ließ Colani nicht schießen, da er überhaupt mehr beabsichtigte, die Freunde umherzuführen und dabei seinen schönen Taglohn zu verdienen, als sie Gemsen schießen zu lassen, so daß sie das Vergnügen hatten, 40 der schönsten Gemsen in einer langen Reihe, die Jungen immer hinter den Alten, an sich vorbeitraben zu sehen, ohne die Büchse anlegen zu dürfen. Sie kehrten endlich ohne Beute in die Sennhütte zurück zu ihrem Proviant, bei dem sich ein kleines, hartverpfropftes Weinfäßchen befand, das alle vergebens mit der Kraft ihrer Hände zu entstöpseln versuchten und ebenso erfolglos mit Steinen usw. bearbeiteten. 'Ich bring ihn doch heraus', rief Colani, packte den harthölzernen Stöpsel mit seinen sechsundsechzigjährigen Zähnen, drehte das Faß mit den Händen und hatte es augenblicklich offen.

Am folgenden Morgen führte der Felsenmann seine Begleiter den Brüneberg hinan, schickte den einen auf den Anstand und führte den andern über einen steilen, schmalen Felsenkamm, von wo sie verschiedene ferne Gemsenherden beobachteten, wobei Colani sich das Vergnügen machte, seine Gefährten an einige todesgefährliche Vorsprünge hinzurufen. Als beide einmal über eine 350 m tiefe Kluft hinausgebogen lagen, um in der Tiefe Wild zu erspähen, hörte Lenz plötzlich ein heftiges Brausen und gleichzeitig von Colani einen gellenden Schrei. Erschrocken zog sich Lenz zurück und sah, wie dicht über seinem Haupte ein ungeheurer Lämmergeier mit der Schnelle eines Pfeiles hinsauste. Colani hatte bemerkt, wie der Geier, der es liebt, Gemsen, Rinder, Menschen, die er an den äußersten Felsenrändern gewahrt, mit den Fittichen in die Tiefe zu stoßen, den Jagdgefährten bedrohte, und ihn durch seinen Ruf vom sicheren Tode gerettet. Ehe die Jäger aber zum Schuß kommen konnten, war der Vogel verschwunden. Lenz dankte dem Felsenmanne für seine Rettung, sagte ihm aber zugleich, er sei nicht hergekommen, um das Futter der jungen Lämmergeier zu werden, sondern um Gemsen zu schießen, worauf Colani verhieß, ihn am nächsten Tage nach dem gemsenreichen Bernina zu führen.

Indessen vernahmen sie am folgenden Morgen, daß in den Kamogaskeralpen zwei Bären gesehen worden seien, die drei Schafe zerrissen hatten, und statt nach dem Bernina zu gehen, beschlossen sie, die Bären zu verfolgen. Der erste Tag wurde vergeblich mit Nachsuchung in den wilden Hochbergen zugebracht. Die eigentliche Bärenschlucht war durchaus unzugänglich. Einzelne Gemsen wurden ohne Erfolg beschlichen, da die rings pfeifenden Murmeltiere stets das Nahen der Jäger verrieten, während die Schneehühner nahe bei ihnen im Gesträuch umherliefen. Abends übernachteten sie in Orlandis prächtiger Sennhütte.

Früh um 4 Uhr am 20. Juni erstiegen sie einen Berg. Ein großer, zottiger Hund sprang ihnen auf der Höhe entgegen, welcher eine Bergamasker Schafherde bewachte, die auf der noch mit einem dünnen Schneeflor bezogenen Weide lag. Sie öffneten die kleine, rohe Steinhütte und weckten den Hirten, der sie willkommen hieß, die Asche des Herdes auseinanderwarf, Feuer machte und in dieses seine bloßen Füße steckte (hier wäre doch wohl ein großes Fragezeichen angebracht!), die er dann wohlgewärmt in seine Holzschuhe barg, worauf er seine Gäste mit Schafmilch und Schafkäsen bewirtete. Hier verließ von Planta die anderen, die in Wind- und Schneeschauern tiefer ins Gebirge hineinstiegen, bis die über den Felsen auftauchende Sonne einen guten Tag versprach. Lenz war ungeduldig geworden und sagte zu Colani, wenn er heute nicht zum Schusse komme, so gebe er die Jagd auf. Colani erwiderte, er habe ihn ja zu den Gemsen des Bernina führen wollen, aber Lenz hätte die Bärenjagd vorgezogen. Hier gebe es wenig Gemsen und es sei schwer, anzukommen, indessen – er wolle ihm zu einigen verhelfen, wenn er den Mut habe, ihm zu folgen. Nach einer halben Stunde beobachtete er den Punkt, wo er Wild vermutete, und sah fünf Stück. 'Dort sind sie', rief er, 'um 9 Uhr lagern sie, wir können hier noch ein halbes Stündchen warten; – aber der Weg dorthin ist fürchterlich. Ich habe ihn nur einmal in meinem Leben gemacht'.

Er ging dann voran, schnallte das Gewehr auf den Rücken, erreichte eine senkrechte, ungeheure Wand und betrat eine schmale Galerie, die an derselben hinlief. Der Weg war gräßlich. Unter jedem Fußtritt glitt die lockere Erde weg. In der unermeßlichen Tiefe zu ihren Füßen erschienen die höchsten Arven fingergroß; vor ihnen wurde das Gesims immer enger und schien am Ende ganz zu verschwinden. An mehreren Orten war es zudem durch Spalten geteilt, durch die sie in die Welt unter ihnen durchschauten. Mit halbverdecktem Gesicht folgte Lenz Colani nach. Am Ende des Felsenbandes rief dieser: 'Vorsicht', packte da, wo der Weg ausging, eine Felszacke, stemmte den Fuß auf und schwang sich über dem Abgrunde auf die hintere Seite des Felsens, während er seinem Gefährten überließ, ein Gleiches zu tun. Mit dem Mut der Verzweiflung folgte dieser glücklich und fast zur Verwunderung Colanis, der naiv genug äußerte: 'Ich hätte nicht gedacht, daß wir noch beieinander sein würden; – aber jetzt zu den Gemsen, wir haben sie gut umgangen!' – Nach einer halben Stunde waren sie auf der Höhe des Berges, an welchem sie vorher die Gemsen erblickt hatten. Sie bemerkten endlich eine größere und eine kleinere zwischen den Alpenrosen zu ihren Füßen am Rande eines tiefen Abgrundes liegen. Mit pochendem Herzen schoß Lenz über Colanis Schultern. Die größere sprang mannshoch auf, überschlug sich und stürzte rücklings in die Tiefe. Colani schoß auf einem wankenden Steinblock nach der kleineren und fehlte. Lenz wollte nach dem Abgrund, um seine Beute zu holen, aber Colani wehrte, und mit Blicken, die die Schuld des bösen Gewissens verrieten, setzte er hinzu: 'Was in diesem Grabe liegt, liegt sicher begraben!' Vor mehreren Jahren war hier ein Bündner spurlos verschwunden. Es schien Lenz, die Stelle rieche nach Menschenblut.

Auf der anderen Seite des Berges gelangten sie in ein gräuliches Steintrümmertal, rings von himmelhohen Felsenspitzen bewacht. Beim Klettern über die Felsblöcke hatte der spähende Felsenmann etwas bemerkt, warf sich dann rasch hinter einen Stein und winkte Lenz, ein Gleiches zu tun. 'Was gibt's?' rief dieser verwundert. Colani antwortete nicht, blickte mit dem Fernrohr in die Höhe, ballte krampfhaft die Faust und sagte nur: 'Verdammt! Verdammt!' Endlich entdeckte Lenz hoch in den

Felsen eine noch kleine männliche Figur, während Colani fast rasend vor Wut immer sein 'verdammt' rief; 'ich kenne den Kerl nicht', sagte er endlich, 'aber Gott sei Dank, er hat uns noch nicht bemerkt! Dort sieht er mit seinem Fernglas herab.' Die Wut in seinen Blicken, seine zusammengeklemmten Zähne ließen das Schlimmste befürchten.

'Sowie der Jäger dort weg ist', flüsterte er, 'müssen wir ihm zuvorkommen.'

'Mit nichten, Colani', sagte Lenz ernst, 'ich will Gemsen schießen und nicht Menschen.' Indessen verschwand der fremde Jäger. Colani sprang auf: 'Folgen Sie mir, in einer Viertelstunde kann der Jäger auf jenem Bergrücken sein; wir müssen ihm zuvorkommen und in zehn Minuten hinauf!' Atemlos rannten sie bergan und legten in zehn Minuten einen Weg zurück, zu dem sie sonst über eine halbe Stunde gebraucht hätten. Noch lag ein steiles, turmhohes, mit glattem Rasen bewachsenes Felsstück vor ihnen, über das sie mit eingekrallten Fingern sich hinwanden. Atemlos sanken sie oben hinter einem Felsblock nieder, als müßten sie von der übermenschlichen Anstrengung auf dem Flecke sterben. Der fremde Jäger nahte rasch. Das belebte beide wieder.

Colani spannte den Hahn und zielte auf den Mann . . . da drückte Lenz sanft, aber mit voller Kraft sein Rohr nieder und sagte mit befehlendem Tone:

'Halt, vor meinen Augen lass' ich keinen Mord zu.'

Colani warf ihm einen fürchterlichen Blick zu, reichte ihm aber bald die Hand und sagte: 'Wir wollen uns nicht entzweien.' Inzwischen war der Jäger zwischen den Felsen verschwunden.

Mit einem schadenfrohen Lächeln umschlich ihn Colani, während er Lenz befahl, stehen zu bleiben. Der Fremde saß tiefer unten an einem Felsrand und blickte mit seinem Fernrohr in die Tiefe. 'Ich kenne den Burschen durchaus nicht', knirschte Colani, 'aber ich will hinunter und ihm einen Besuch machen. Bleiben Sie schußfertig.'

'Wohl', erwiderte Lenz, 'in Euere Zänkereien mische ich mich nicht ein; aber jeden, der mich antasten will, werde ich niederschießen.'

Leise wie eine Katze schlich Colani hinunter mit gespannten Hähnen. Drei Schritte vor dem harmlosen Fremden trat er plötzlich hinter dem Felsen hervor und hob die Faust gegen ihn auf. Aber schweigend ließ er sie sinken. Die beiden sahen einander einen Augenblick an; dann lehnte er seine Büchse an den Felsen und setzte sich neben den Jäger. Er ließ sich dessen Flinte geben und betrachtete sie, während sie zusammen schnupften. Lenz erwartete, er werde sich nun noch die Jagdtasche ausbitten und ihn dann heimtückisch über den Felsen hinunterstoßen, – allein sie blieben Freunde.

Der fremde Jäger, ein rüstiger Greis von 65 Jahren, war von Bevers und eigentlich mit Colani befreundet, wagte sich aber, da er dessen Tücke kannte, doch nie in sein Revier. Nun hatte er vernommen, daß Colani nach dem Bernina wolle, und die Zeit benutzt, um rasch eine Gemse zu holen, sich aber zugleich vermummt, damit ihn niemand Colani verrate.

Bald darauf wurde die Jagd abgebrochen, da Lenz zu bemerken glaubte, wie Colani es nicht ungern gesehen hätte, wenn er über einen Felsen gestürzt wäre und wie er ihm überhaupt die Lust nach seinen Bergen und Gemsen auf immer zu nehmen suchte.

Lenz fühlte die Folgen seiner außerordentlichen Anstrengungen noch einen Monat lang in allen Gliedern. Colani erkrankte infolge der selben und war nach fünf Tagen tot. Dieser gewaltige und merkwürdige Jäger hat nach seinem zwanzigsten Jahre, wo er die Herrschaft der Berge usurpierte, *zweitausendsiebenhundert Gemsen geschossen,* ohne die vielen früher von ihm erlegten, – eine Anzahl, die bei weitem von keinem anderen Jäger je erreicht worden ist, dazu etliche Bären und zahllose Murmeltiere und anderes Alpenwild.»

Diesem Text Tschudis ist eine nicht unwichtige Fußnote beigegeben, welche besagt, Colani sei nicht an den Anstrengungen jener Gewaltstour gestorben. «Colani starb infolge übermenschlicher Anstrengung, indem er gewettet hatte, in der gleichen Zeit eine gleich große Wie-

se abzumähen, wie die zwei besten Tiroler Mäher.» – Fügen wir noch hinzu: Sein Leben endete nicht Ende Juni, sondern ein paar Wochen später, am 4. August 1837.

Nun, ein blutvoll ungebärdiger Kerl scheint er jedenfalls gewesen zu sein und eine großartige Figur für Heers Gartenlauben-Roman, den ihm Adolf Kröner so unerbittlich abnötigte.

Heer ist oft im Engadin gewandert und hat nicht lange vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges bei Huber & Co. in Frauenfeld seine «Streifzüge im Engadin» veröffentlicht, «gewidmet seiner lieben Frau und Reisegefährtin», ein ungemein anziehendes Bändchen von 200 Seiten, über das wir später einmal berichten werden. Colani ist darin eine einzige, jedoch aufschlußreiche Seite gewidmet. Sie sei hier zum Schluß unserer Ausführungen im Wortlaut zitiert.

J. C. Heer schreibt: «Es ist wunderbar lieblich zu leben in Pontresina, in dieser frischen, reinen Luft, die so wohlig und so müde macht, daß man seine zwölf Stunden schläft wie ein Kind – es ist unsäglich schön in dem weichen frühlinghaften Grün, das wie ein Gruß der Jugend anmutet und jugendliches Träumen weckt.

Nur Eins wollte man hier nicht – arbeiten. Zu sehr macht das Klima dem aus den Tiefen kommenden zur Pflanze, die nur atmen und sich von der Sonne anscheinen lassen will. Darüber hinaus gibt es nichts als etwas Spazierengehen. Meine ersten Spaziergänge in Pontresina machte ich vor Jahren mit dem inzwischen verstorbenen Herrn alt Präsident Saratz, einem Achtundsiebzigjährigen, der sich mit Jünglingsfrische an alles erinnerte, was sich in sieben Jahrzehnten im Berninatal zugetragen hatte, und meisterhaft zu erzählen und zu schildern verstand. Im Doppelgenuß des Wanderns und Plauderns spann ich mich in seine Geschichten von Gemsjägern, Säumern und Bergamaskerhirten, und Berg und Tal erfüllten sich mit Schicksalen. Am meisten fesselte mich seine Erzählung von dem berühmtesten Gemsjäger Rätiens, dem romantischen Fra Diavolo des Engadins, Gian Marchet Colani von Camogask, der am Ende des vorigen Jahrhunderts bis in die dreißiger Jahre hinein das Gebiet der Bernina wie ein König beherrschte. Natürlich war er mit dem Teufel im Bunde; wäre er sonst ein so schöner Mann gewesen, daß er Sennerinnen und reisende Königinnen gleicherweise bezauberte, daß ihm die Gemsen der Bernina zu drei Tausenden zum Opfer fielen. Einen wunderlichen Kranz hat die Sage auf sein Grab zu Pontresina gelegt; sie sagt, er habe dreißig Jäger erschossen, die ihm ins Gehege kamen; sein Zimmer sei ausgeschmückt gewesen mit den Waffen der Ermordeten; aber so viel Unglückliche er getötet habe, so viele habe er in wunderbarer Weise mit Einsetzung seines eigenen Lebens aus den Lawinen gerettet. Er selbst stellte keines von beiden in Abrede; es gefiel ihm, mit dem Glorienschein der Unheimlichkeit durch die Mitwelt zu gehen.

Aus den Anregungen, die ich Herrn Saratz verdankte, entstand 1899 mein Roman 'Der König der Bernina', der die Gestalt Marchet Colanis in dichterisch freier Weise behandelt.»

Und damit Schluß, und bloß vergügt noch einmal der Hinweis, daß wir den Ausdruck *die* Bernina, welcher mittlerweile allgemein gebräuchlich geworden ist, ganz eindeutig dem Herrn Geheimrat Adolf von Kröner aus Stuttgart verdanken.

Das große Postskriptum

Von J. C. Heers famosem Bändchen «Streifzüge im Engadin» inspiriert, schrieb ich getrost meinen Exkurs über den seinerzeit unerhört erfolgreichen Schriftsteller und seine romantische Auseinandersetzung mit dem sagenhaften Engadiner Grattier-Jäger Colani, dem er in seinem Roman «Der König der Bernina» in freier Ausschmückung ein Denkmal setzte, schrieb ihn unbefangen und fasziniert, wie stets, wenn ein Thema mich am Wickel hat. Über den sagenhaften Schützen fand ich dankbar ein eindrückliches Bildchen und ein paar Zeilen im HBLS, im Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz, diesem großartigen Werk, das mit seinen sieben Bänden im August 1934 seinen Abschluß fand und nun, weitergeführt bis in unsere Zeit, mit vielen Ergänzungen und Berichtigungen, bald einmal neu wieder aufgelegt werden soll. Eine dieser Zurechtrückungen wird bestimmt auch Colani zuteil werden. Dr. Carl Ca-

menisch, geboren 1874, «Direktor in Fetan», verfaßte seinerzeit das knappe Artikelchen über die Colani, dieses eingesessene Camogasker-Geschlecht, erwähnt drei Männer dieses Namens: unseres berühmten Gemsenjägers Vater, dann natürlich ihn selbst und endlich – fettgedruckt – einen Timothée, «Sohn des nach Frankreich ausgewanderten Pfarrers Colani in Lermé (Aisne)», der 1824–1888 lebte, in Straßburg zum berühmten Theologen wurde, 1870 dann als Politiker avancierte zu «Gambettas rechter Hand» und in Bordeaux und Paris zum Redaktor der «République Française». – Zum Gemsjäger vermerkt Camenisch, es habe im «Stuttgarter Morgenblatt» vorzeiten «eine romantische Erzählung» falsche Gerüchte über ihn verbreitet, und weiter: er sei «das Urbild des Markus Paltram in J. C. Heers Roman 'Der König der Bernina'.» – Als Literaturangabe ohne Datum lediglich der Hinweis «A. Girtanner: Drei rät. Jägergestalten».

Oben, in meiner Toggenburger Bergeinsamkeit, gaben dann meine Bücher und wohlgespickten Kartotheken noch das und jenes her, und damit glaubte ich zuhanden meines Aufsatzes mein Auslangen zu finden, vor allem weil es mir in erster Linie um die Geschicke des Jakob Christoph Heer ging, der, glücklichen Umständen zufolge, vom Primarschullehrer innert kurzem emporgedieh zum schlichthin horrend erfolgreichen Schriftsteller.

Und dann bekam ich von «meinem» Verleger Dr. Peter Metz, dem Herausgeber des Bündner Jahrbuches, diesen aufregenden Brief samt Beilage. Die Sendung wurde mir zur Offenbarung und zur herzklopfenden Beschämung. Meinen Aufsatz werde er gerne einrücken ins Jahrbuch 1984, schrieb mir mein stets toleranter Redaktor aus der Goldgasse 11 in Chur; er sei «wie gewöhnlich» interessant und einladend abgefaßt und dazu «durchaus aktuell». Und dann die überwältigende Eröffnung: «Einzig ist Ihnen entgangen, daß unser Jahrbuch in der Ausgabe 1960 bereits schon einmal aus den Federn von Gian Caduff und von G. H. Heer dieses Thema behandelt hat. Es hindert dies zwar nicht daran, Ihre gänzlich anders gestaltete Arbeit aufzunehmen, aber Sie müssen in ihr unbedingt in einem zusätzlichen Abschnitt der Aufsätze unserer damaligen Mitarbeiter noch in geeigneter Weise gedenken. Es geht einfach nicht an, nach 20 Jahren das gleiche Thema aufzunehmen, ohne das früher Erarbeitete ausreichend zu würdigen – – –», Worte wahrhaftig, welche in bewundernswerter Weise die Haltung eines umsichtig verantwortungsvollen Redaktors bezeugen. Welcher Autor freute sich nicht, in solcher Hut arbeiten zu dürfen!

Nachdem meine erste Bestürzung dahin war, machte ich mich denn auch dankbar und mit wahrem Heißhunger an die Lektüre. Das Jahrbuch 1960 war «vor meiner Zeit»; ich debütierte erst 1965. Dr. Peter Metz hatte einst in der NZZ «unterm Strich» (das gab's damals noch!) meine kleine Studie über das Iva-Pflänzchen, die Achillea moscata, «Über das Wildfräuleinkraut der Bündner» gelesen und war daraufhin mit mir in Verbindung getreten. Von 1965 an besitze ich lückenlos alle Jahrbücher. Jedoch die vorangegangenen?

Auf das Jahr 1959 hatten siebzehn namhafte Churer beschlossen, eine Neuausgabe jenes Jahrbuches zu wagen, welches der Verleger Bischofberger nach Kriegsende vier Jahre lang heroisch herausgebracht und dann hatte fallen lassen müssen. Zeichnender Redaktor der Neuausgabe wurde einer jener siebzehn Initianten, der Rechtsanwalt Dr. iur. Peter Metz; er leitet das stattliche Unternehmen noch heute. – Drei Helfer standen ihm damals, Ende der fünfziger Jahre, zur Seite. Einer dieser drei war Dr. phil. Gian Caduff, der Bündner Kantonsbibliothekar, der schon im ersten Jahr der «Neuen Folge» den fesselnden Aufsatz «Sankt Johannistag», eine einläßliche Abhandlung über den für die Christenheit bedeutsamen 24. Juni, beisteuerte, und im Jahre darauf dann eben jenen, für mich schlichthin überwältigenden Aufsatz über Colani. Und obendrein stiftete Dr. Gottlieb Heinrich Heer, den ich persönlich noch sehr wohl gekannt habe, manche Seite über seinen berühmten Onkel, den Schriftsteller, bei.

Ich las begeistert, ich las – meiner spärlichen Kenntnisse wegen tief beschämt – und betrachtete eingehend auch die Bildbeigaben: die ungemein stimulierende Gravüre «Das ehemalige

Haus G. M. Colanis am Südrande des Dorfes Pontresina», das Foto von «Colanis Maiensäß im Val Roseg - genannt Acla Colani». Auch der kühne Jägersmann selbst ist auf einem Brustbild – «Gemälde eines zeitgenössischen Malers» – zu sehen. Was für ein seltsamer, was für ein dämonischer Kerl! Dr. Caduff hat großartiges Material über ihn beigebracht. Er erörtert vorerst à fond jene im HBLS erwähnte Kolportage aus dem «Stuttgarter Morgenblatt» und holt dann aus zu einer eingehenden Biographie. Wir können sie hier nicht wiederholen. Man versuche sich das Bündner Jahrbuch 1960 zu beschaffen. Was mir jedoch sofort auffiel: Colani kam zur Welt 1772 und nicht, wie Direktor Dr. C. Camenzind es vermerkte, erst 1778; er war demnach, als er jenen preußischen Naturforscher Lenz in seinen Bergen nasweisführte, in der Tat sechsundsechzig und nicht erst neunundfünfzig Jahre alt. – Und was weiter mich außerordentlich verblüffte: Colani zog, nachdem er kurz verheiratet gewesen war, mit 24 Jahren hinweg aus Bever und gedachte absurderweise Zuckerbäcker zu werden bei einem mit den Seinen irgendwie verwandten Confiseur in der großen südfranzösischen Stadt St. Etienne. Daß er es dort nicht eben lange aushielt, wen wird's wundern? Soll er doch, laut Gian Caduff, schon im Bubenalter von erst 14 Jahren gut und gern über fünf Dutzend Gemsen erlegt haben, abgesehen von jenen an die dreitausend, welche er später noch abschoß, hinzu übrigens zu «zwei Wölfen, drei Bären und verschiedenen Hirschen». – Noch einmal möchte ich es bezeugen: mit der lebhaftesten Anteilnahme studierte ich die beiden mir vorgelegten Artikel.

Am Schlusse meiner eigenen Ausführungen stellte ich in Aussicht, ich würde gelegentlich auf J. C. Heers «Streifzüge im Engadin» zurückkommen. Nun diese Wende der Dinge mir beschert war, mag dieses Vorhaben gleich anschließend seine Verwirklichung finden. Ich dachte im vornherein an

J. C. Heers Erlebnisse mit Adlern

Auch sein Neffe kommt in mir gänzlich unbekanntem Zusammenhang darauf zu sprechen. J. C. Heer, schreibt er, habe in seinem Buch «Was die Schwalbe sang», das während des Ersten Weltkrieges mit dem Untertitel «Geschichten für Jung und Alt» erschienen sei, auch eine Erinnerung mit dem Titel «Adler» untergebracht und darin geschildert, «wie er mit Dr. Bernhard von St. Moritz und Giovanni Segantini einen Jäger und seine Frau zu einem Adlerhorst begleitete. Der Gemsjäger Feuerstein aus dem Dorfe Campovasto (das ist Camogask) hatte im Sinn, die Jungen des Adlerpaares auszunehmen, und Segantini wollte diese Szene zeichnen, fühlte sich aber schließlich von ihr so angewidert, daß er den Stift sinken ließ.» Der Neffe gibt dann weiter bekannt: «Weniger das Ereignis beim Adlerhorst als vielmehr die Begegnung mit dem Maler wird für Heer wesentlich; er schildert diese starke Persönlichkeit ebenso eindrücklich wie einen Besuch in Maloja, wo Segantini für ihn die eben vollendete Werktrilogie 'Werden', 'Sein', 'Vergehen' aus einem kellerartigen Vorratsraum ins Freie trug und im Licht der Sonne ausstellte».

Nun, in meinem J.-C.-Heer-Büchelchen – «Achtes Tausend, 1913 – Meiner lieben Frau gewidmet» – ist ebenfalls von Dr. Bernhard und Feuerstein und den Adlern die Rede, merkwürdigerweise jedoch mit keinem Wort von Segantini. (Der Maler war 1894 nach Maloja übersiedelt und starb dort, erst einundvierzigjährig, an den Folgen einer Blinddarmentzündung schon Ende September 1899.)

J. C. Heer war immer einmal wieder im Engadin. Möglich, daß er auch nach des Malers Tod abermals mit seinen bewährten Freunden zu einem Adlerhorst emporstieg. Seine Skizzen in dem nun schon mehrfach erwähnten Bändchen sind ungemein anschaulich, jedoch undatiert. Der Neffe schreibt, J. C. Heer habe das Engadin zum erstenmal im Juni 1896 besucht, und die später unter dem Titel «Streifzüge im Engadin» erschienenen Reisefeuilletons, das Gebiet von Martinsbruck bis an den Cavlocciasee umfassend, seien dannzumal fortlaufend in der NZZ erschienen und erst später zu einem Buche vereinigt worden.

Über den Adler hat er sich eingehend ausgesprochen, und dieser Passus aus seinem anmuti-

gen Werklein möge nun den Schluß unseres Aufsatzes bilden:

«Ein Adler schwebt vom Piz Rosatsch zum Piz Bernina hinüber – er zieht seinen Kreis in funkelnder Bläue. – Ihr Gemslein auf grünem Ranft habt acht!

Ja, noch hat das Engadin die Poesie des Adlers, der in erhabenem Flug höher als die höchsten Spitzen steigt und zuletzt nur noch ein Punkt am Himmel ist. Ich schätze diese Poesie so hoch, daß es mir fast Beklemmung machte, die Einladung anzunehmen und mit den Gemsjägern Dr. Bernhard in Samaden und Feuerstein in Campovasto die stattlichen, fast flüggen Jungen aus einem Adlerhorst im Camogaskertal zu holen. Ich hätte sie lieber fliegen sehen, und ich halte es mehr mit jenen Engadinern, die dem Tal den Schmuck des stolzen Vogels erhalten wollen, als mit den Jägern, die nun einmal dem unerbittlichen Gemsenvertilger Feindschaft geschworen haben und das Ausheben der jungen Adler, das der Staat immer noch mit einer Prämie von 10 Fr. auf den Vogel unterstützt, aus allerlei Gründen rechtfertigen.

Bemerkenswert ist allerdings der Umstand, daß das Oberengadin, wie die Jäger behaupten, nie mehr als fünf Adlerpaare besessen hat, von denen jedes sein bestimmtes Revier beherrscht und von dem es selbst seine Nachkommen austreibt. Ein Paar, das das Berninagebirge regiert, hat seine Horste im Rosegtale, ein zweites am Fedoz, das dritte im Beversertal, das vierte in den Bergen von Scanfs, das fünfte beherrscht die Piz Languardgruppe und nistet im Camogaskertal. Jedes Paar hat eine Anzahl von Horsten, das letztere deren fünf, und nie legt es seine Eier zwei Jahre nacheinander ins gleiche Nest, sondern wechselt die riesigen Horste, die in den Höhlen der Gebirgswände aus Wurzeln und Ästen, gewöhnlich da, wo die letzten zerzausten Bergföhren sich noch an die Felsen klammern, gebaut sind. Innerhalb des drei oder vier Meter breiten Holzringes liegen die Jungen auf bloßem Felsen, um sie her eine wahre Metzg von Beute, Schädel von Gemsen und Murmeltieren, und neben altem, übelriechendem Fleisch, das von Schmeißfliegen dicht besetzt ist, frische Leichen, denen erst das Gedärme herausgehackt ist, das die Adler besonders lieben. Sieht man so ein Nest, so begreift man den Zorn der Jäger auf die Adler wohl, und ist man just Zeuge, wie der Vogel einem Ungewitter gleich aus der Luft hernieder auf eine spielende Murmeltierfamilie rauscht, mit einer Pranke ein aufschreiendes Tierchen packt, mit der andern steuert, sich wieder in die Luft erhebt und sich auf einem Felsen niederläßt, dem immer noch schreienden Opfer den Bauch aufreißt, so vereinigt sich im Bild des Adlers mit der Poesie ein Zug wildester Grausamkeit. Dazu erklären ihn die Jäger für feige; sie sagen, alle Erzählungen, wie Adler ihre Brut verteidigen, seien Märchen, und sie begeben sich ohne jede Waffe in die Horste. Als wir den Horst im Camogaskertal an einer burgähnlichen Felswand erklommen, da verließen in der Tat die alten Adler das Nest, flogen nach einer Weile hoch über den Bergspitzen und entfernten sich dann ganz aus dem Gesichtskreis.

Auf einem schmalen, stark geneigten Felsbändchen, auf dem hie und da ein Edelweiß wuchs, krochen wir in bloßen Strümpfen auf allen vieren zu dem Horst. Einige Meter davon, wo noch eine halbdürre Bergföhre stand, hielt ich an und sah nun, wie die zwei fast ausgewachsenen Vögel, die ruhig dalagen, sich vor dem andringenden Herrn Dr. Bernhard so hoch als möglich erhoben, zuerst vor Verwunderung sich kaum rührten, aber dann mit wütenden Schnabelhieben auf ihn losgingen, die Federn sträubten, sich schneuzten, surrend pfiffen und vor ihm fliehend die spitzen, starken Krallen in seine Hand zu schlagen suchten. Ein kurzer Kampf; aber der Sack, in den er die Vögel stekken will, ist zu klein. Indem er die Tiere mit der Rechten um die Füße faßt und über den Abgrund hängen läßt, kriecht er zurück, ein Bild der Waghalsigkeit, vor dem man fast Herzklopfen bekommt. Die Vögel überläßt er Feuerstein, der während der Arbeit das Seil gehalten hat. Frau Feuerstein, die mit ihrem Töchterchen unter der Felswand gewartet hat, jauchzt uns zu – sie ist ein Weib mit Jägerblut. Der Tag, wo die Adler ausgehoben werden, ist für die Familie ein Fest; denn der Fang bedeutet einen Gewinn von etwa 80 Fr., und das ist ein Ereignis in einem bescheidenen Gemsjägerhaushalt.»

Und dann der elegische Schluß:

«Ein so interessantes Abenteuer die Ausnahme eines Adlerhorstes ist, schade wäre es doch, wenn im Engadin darob die Adler aussterben würden, wie vor einigen Jahrzehnten die Lämmergeier ausgestorben sind. Mögen die zum Siege gelangen, die ihren Gästen die Poesie des Adlers erhalten wollen!»

Es würde den Verfasser des «Königs der Bernina» ganz gewiß in tiefster Seele erquicken, wenn er wüßte, daß die Adler seit Ende 1953 auf dem ganzen Gelände der Eidgenossenschaft rigoros geschützt sind. – Das Steinadlerpaar im Zürcher Zoo aber wurde am 31. März 1975 ruchlos und schändlicherweise gestohlen, und seither steht sein Gehege dort oben am Waldrand leer.

Zuversicht

Schimmernde Gefäße
Aus Jade und Alabaster
Aus sanftem Gold
Mit Edelsteinen bunt besetzt
Wollte ich formen
Myrrhen und Aloe
Zu fassen.

Doch ehe sie vollendet
Versinken
Die herrlichen Gebilde
In den großen Strom
Der zu Sand sie mahlt
Und im Grunde eint.

Die köstlichen Essenzen
Verhauchen ungeborgen.

Noch
Ist die Meisterschaft
Nicht erreicht
Die letzte Form
Nicht gefunden
Durchlässig
Dem Unaussprechlichen.

Dieses Unsagbaren Wirklichkeit
Ist meine Zuversicht.

Flandrina v. Salis*

* Das vorstehende Gedicht entstammt dem neuen Lyrikbändchen *«Jenseits des Spiegels»*, das der Calven-Verlag soeben in gewohnt vornehmer Ausstattung herausbrachte. Es ist dies die dritte Ernte eines reichen, wenn auch fast verborgenen lyrischen Schaffens von Flandrina v. Salis. Unsere Freude und unser Stolz ist groß, daß, eine direkte Nachfahrin des unvergänglichen Johann Gaudenz v. Salis-Seewis erneut die Leier rührt und ihr jene tiefen und unendlich zarten Töne entlockt, wie sie aus dem Werk ihres großen Ahnherrn an unser Ohr klingen. Doch hat ihr Schaffen mit irgendwelcher Nachahmung nichts zu tun. Was sie uns vorlegt, ist das Produkt ihres völlig selbständigen Schaffens, ihres Ringens um die Form, welche die Tiefen ihres Empfindens und Ringens auslootet. Wer selbst ein Suchender ist und sich den Schönheiten des Gemüts und der Sprache zu öffnen vermag, wird mit Dankbarkeit zur vorliegenden Gedichtsammlung greifen und aus ihr Beglückung erfahren.